

Selbstüberraschungsfähigkeit – der Zugang zum Unerhörten

Rainer Zech

Es gibt eine kleine Geschichte über den Physiker und Philosophen Ernst Mach, die Bernhard Waldenfels erzählt (2012, S. 32): Ernst Mach steigt in einen Bus ein und sieht aus den Augenwinkeln neben sich einen weiteren Reisenden einsteigen. »Was ist das bloß für ein heruntergekommener Schulmeister«, denkt er bei sich, bis ihm zu seiner Überraschung gewahr wurde, dass er sich selbst im Spiegel der Bustür gesehen hatte. Er sah sich als einen anderen, dessen Abbild in dem Moment nicht mit seinem Selbstbild korrespondierte – daher das Moment der Selbstüberraschung. Ob Herr Mach daraus Konsequenzen bezüglich seiner äußeren Erscheinung gezogen hat, ist nicht überliefert.

Theorie und Erfahrung haben ihre Tücken

Professionalität entsteht aus der Kombination von theoretischer Analysefähigkeit und praktischer Erfahrung, wobei uns die doppelte Bedeutung des Erfahrungsbegriffs bewusst sein muss. Wir sprechen einerseits in der Wissenschaft von Erfahrungswissen, womit ein experimenteller Forschungszugang zur Realität gemeint ist, und andererseits von so etwas wie Lebenserfahrung, die sich mit der Zeit und weitgehend unbewusst im Individuum ansammelt. Ob Letztere als eine zuverlässige Grundlage für einen professionellen Weltzugang angesehen werden kann, ist allerdings zweifelhaft, beruht sie doch auf zu vielen situationalen Zufällen und subjektiven Einschätzungen. Dass Erfahrung klug macht, ist bei den Alltagserfahrungen also ganz und gar nicht gesichert. Sie kann auch dumm machen, weil un-

reflektierte Erfahrung gesättigt ist mit Konventionalität und impliziter Moral. Sich auf seine Erfahrung zu verlassen, kann daher den Blick auf die Welt verengen und die analytische Kompetenz, als zweite Seite der Professionalität, einschränken. Je mehr man dann glaubt, schon Bescheid zu wissen und alles gesehen zu haben, weil man ja schon so und so lange gelebt und praktiziert hat, desto enger wird der eigene Blick.

Auf der Seite der Theorie lauern allerdings ebenfalls Gefahren. Wir lernen mit dem Kopf, und da bleiben die angelesenen Informationen auch meistens stecken; sie werden nicht als veränderte Handlungsfähigkeit verleblicht. Als Wissen gelten allerdings erst Informationen, wenn sie Teil von uns selbst und damit handlungsrelevant geworden sind. Die Erfahrung, dass einem die angelesenen Kenntnisse des Studiums im späteren Beruf nicht helfen, haben viele Generationen von Studierenden gemacht. Es waren eben keine Erkenntnisse. Das führt in vielen Fällen bei Praktikerinnen und Praktikern dazu, dass sie nach ihrem Studium kein theoretisches Buch mehr lesen – außer vielleicht Methodenliteratur, aber Methoden ersetzen keine Theorie. Also ist auch Theorie nicht ohne Weiteres gut, sie kann auch hinderlich sein, wenn es sich um äußerlich gebliebene Kenntnisse handelt, das heißt solche, die nicht im Durchgang durch das Subjekt verinnerlicht wurden. Es ist doch bezeichnend, dass wir beim schulischen Lernen oft von auswendig lernen sprechen; das Gelernte bleibt eben draußen, ist nicht Teil des Lernenden geworden.

Nun ist unser Bildungssystem, wie es ist. Wir haben es in der Regel durchlitten, und nicht selten haben wir die nachhaltigsten Lernerfahrungen

gen, an die wir uns erinnern, gegen das System gemacht. Und für viele ist der Spaß am Lernen durch die Schule bereits ausgetrieben worden, bevor das Leben, für das wir doch dort angeblich lernen, überhaupt richtig begonnen hat. Die Aufgabe besteht jetzt darin, sich immer wieder von seiner eigenen theoretischen und erfahrungspraktischen Verdummung freizumachen. Aber auch auf den gesunden Menschenverstand ist kein Verlass, verdoppelt er doch in der Regel nur, was uns durch gesellschaftliche Konventionen und Moden ideologisch nahegelegt wird. Wir müssen daher lernen, beim Lernen auch gegen uns selbst zu lernen.

Wir glauben, gut Bescheid zu wissen; wir haben gelernt, unsere Erfahrungen gemacht, einen manchmal schmerzhaften Preis dafür bezahlt. Jetzt stehen wir unseren Mann oder unsere Frau, kommen mit dem Leben zurecht, haben Erfolg, der bestätigt, dass wir Recht haben. So geht es weiter – ein sich selbst verstärkender Prozess. Was dabei durchs Raster fällt, kriegen wir nicht mehr mit. Oder es langweilt uns, weil wir es für unwichtig halten. Es entgeht unseren Erfahrungsmustern, die wir mühsam erworben haben, um Ordnung in die überwältigende und verwirrende Vielfalt der Welt zu bringen. Auf der Basis unserer Erfahrungen haben wir gelernt, die Welt zu verstehen. Wir glauben dann, Ursachen und Gründe zu erkennen, die bisher Unverständenes verständlich machen. Auf der Basis unserer Erfahrungen bilden wir Erklärungsmuster, die dann für die Interpretation neuer Wahrnehmungen zur Verfügung stehen. Das Neue wird so ins Alte eingeordnet – und verliert im scheinbaren Verstehen seinen Reiz als Neues. Das ist die Crux: Unsere Erfahrungen machen uns zugleich handlungsfähiger und blind.

Aber ohne sie geht es auch nicht

Ohne analytische Theorie und reflektierte Erfahrung also keine wirkliche Professionalität. Aber auch das reicht meines Erachtens noch nicht. Er-

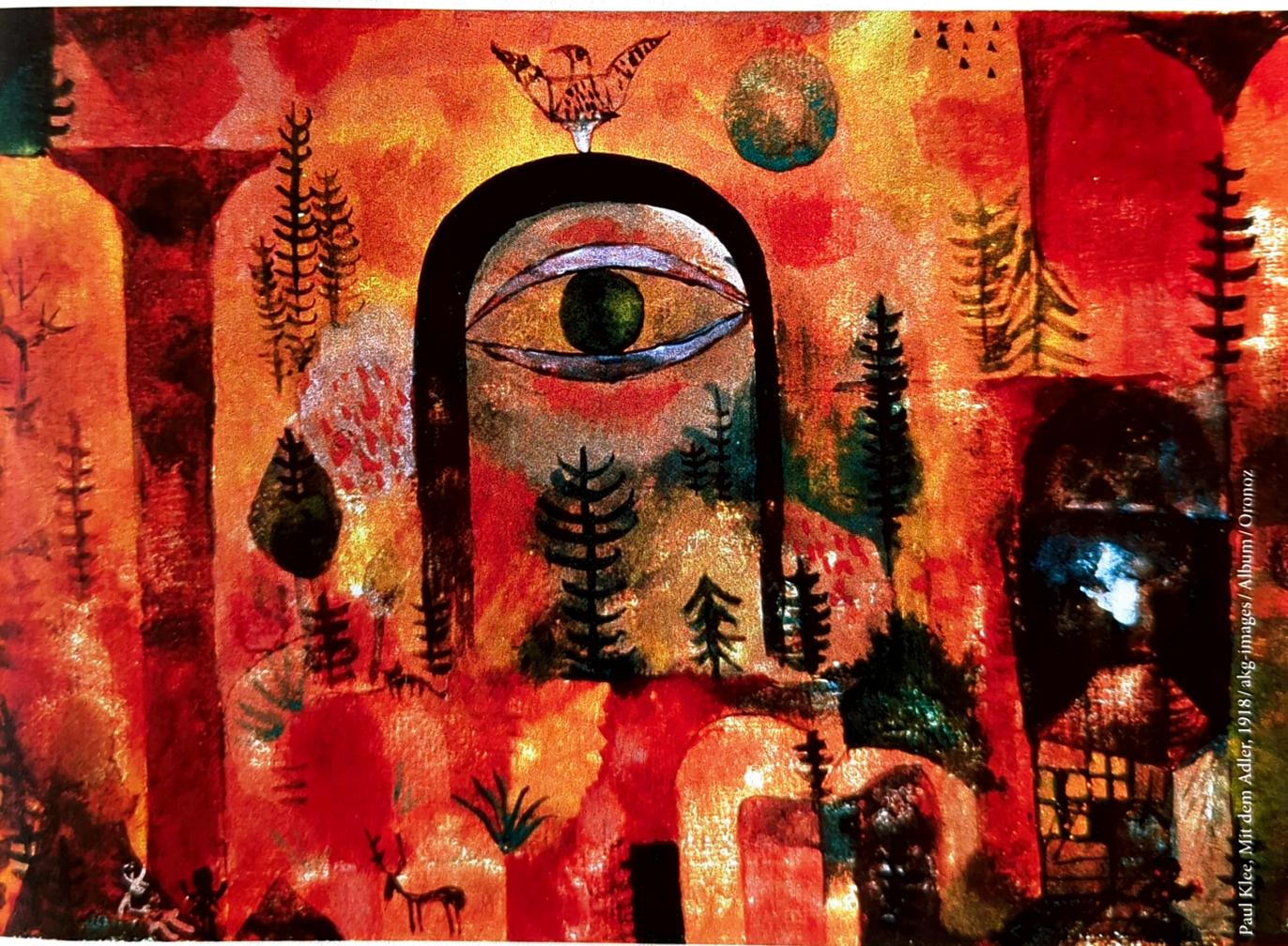
fahrung beginnt nicht mit dem ersten Eindruck, sondern damit, dass man wiederkehrende Ereignisse als dieselben wahrnimmt und daraus seine Schlüsse zieht. Die Schlüsse sind dann theoretischer Art und hängen maßgeblich davon ab, was für eine Theorie man anwendet. Es ist darüber hinaus bekannt, dass bereits unsere Wahrnehmungskategorien theorieabhängig sind. Es gibt keine theorie- und kontextfreien Daten. Haben wir keine bewusste Theorie, dann haben wir die schlechteste – eine selbstgebastelte, meist unbewusste Alltagstheorie. Wir sehen in der überkomplexen Realität vor allem, was wir wissen. Dabei ist es auffällig, dass die, die wenig wissen, von ihren Meinungen am meisten überzeugt sind. Es ist also für unsere Professionalität hochbedeutsam, wie erfahrungsoffen wir an die Realität herangehen und mit welcher Theorie wir dann unsere praktischen Erfahrungen aufarbeiten und reflektieren.

In unserer professionellen Arbeit geht es vor allem darum, das wahrzunehmen und zu bedenken, was in der Gefahr steht, durch das Raster unserer theoretischen Beobachtungskategorien und unserer bisherigen Erfahrungsmuster zu rutschen. Vielleicht kommt Vernunft ja von vernehmen, und wir müssten wieder lernen, neu hinzusehen, hinzuhören, hinzuriechen, hinzuschmecken, hinzufassen – wie ein Kind. Wer will das schon als Erwachsener? Wir müssen uns wie Ernst Mach von außen als einen anderen betrachten, mit uns, wie wir geworden sind, fremdeln, um so noch mal einen neuen Blick auf uns selbst zu werfen. Wir müssen wieder unsicher werden, also nicht nur gegen uns selbst lernen, sondern auch gegen uns selbst wahrnehmen. Es geht darum, das Alleralltäglichsche, das schon tausend Mal Gehörte, das als unbedeutend Übersehene wieder als neu und überraschend wahrzunehmen. Im Grunde sei einzig das Flüchtige, das Übersehene, das Überhörte von Interesse, meint François Julien (2022, S. 140), denn von dem, was bereits in unsere Register eingeordnet ist, haben wir nichts anderes zu erwarten als ein weiteres Wiederkäuen.

Da hilft nur Selbstüberraschung

Stattdessen geht es um ein unverstelltes Aufnehmen des Erscheinenden ohne Interpretation und vorschnelle Einordnung. Wir treten der Welt in allen ihren Formen zunächst einmal offen, sensibel wahrnehmend und fühlend gegenüber und versuchen, indem wir nicht die Welt an uns, sondern uns an die Welt assimilieren, herauszufinden, was das Wahrgenommene in seinem Eigen-

recht ist. Es geht darum, die Zwischentöne zu hören, die im rationalen Weltkontakt untergehen. Den Verstand mit seiner Theorie heben wir uns in diesem Moment für später auf, wenn wir aus dem Abstand darüber nachdenken. Bei diesem Neuwahrnehmen des scheinbar Alt-Bekanntes und dem Neu-Bedenken des schon zu oft Gedachten hilft, wenn man die Fähigkeit zur Selbstüberraschung (Fuchs und Mahler 2000) erworben hat. Dazu ist es notwendig, unserem stolzen identi-



Paul Klee, Mit dem Adler, 1918 / alg-images / Album / Oromoz

*Es geht darum, das Alleralltäglichs-te,
das schon tausend Mal Gehörte,
das als unbedeutend Übersehene
wieder als neu und überraschend wahrzunehmen.*



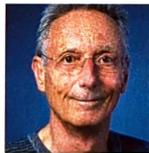
Ulrike Rastin

schon Ich weniger Gewicht zu verleihen. Man kann das auch Demut nennen. Es erfordert Mut, von den eigenen Orientierungen und Erzählungen zurückzutreten und sich selbst anders und eventuell verstörend wahrzunehmen. Aber das Risiko wird belohnt durch die Erweiterung der eigenen Weltsicht, wodurch sich neue Entwicklungsmöglichkeiten erschließen.

Was die Selbstüberraschungsfähigkeit auszeichnet, sind Erwartungsmuster, die offen sind für Neues, Überraschendes. Ganz ohne Erwartungsmuster beziehungsweise Wahrnehmungsschemata können wir überhaupt nicht beobachten, wie psychologische, aber auch ethnologische Untersuchungen zeigen. Zur Herausbildung für Neues offener Beobachtungsschemata könnte es hilfreich sein, wenn man sich von einer fixen Identitätsvorstellung bezogen auf das eigene Ich verabschiedet. Darüber hinaus hilft zur selbstüberraschenden Realitätsbeobachtung:

- Achtsamkeit für den eigenen geistigen und leiblichen Zustand sowie Aufmerksamkeit für auch kleinste Unterschiede in unserer Umwelt.
- Beachtung von auch minimalen Abweichungen vom Bisherigen, wo sich Neues oder bisher Übersehenes am ehesten zeigt.
- Verzicht auf vorschnelle Interpretationen; und wenn sich Hypothesen schon aufdrängen, dann hilft es, gegen sie und nicht mit ihnen zu beobachten. Wenn eine Hypothese zutrifft, wird sie diesen systematischen Zweifel vertragen. Wenn sie falsch ist, dann umso besser, wenn man sie so schnell wie möglich loswird, damit sie die nötige Offenheit in der Wahrnehmung des anderen nicht behindert.
- Zweifel an unserem bisherigen theoretischen Wissen, weil es unsere Wahrnehmungen tunnelt. Potenz zeigt sich vor allem in dem, was wir nicht oder noch nicht wissen, wenn diese Erkenntnis dazu führt, unser Wissen durch Lernen ständig zu erweitern.

Gelänge uns so dieser Zugang zum Unerhörten, es wäre eine unschätzbare Ressource unseres Lebens. Wir wären wieder aufmerksam für das, was uns im Alltag entgeht. Wir würden achtsamer mit den Dingen umgehen, die uns umgeben. Wir könnten Menschen einfach zuhören, ohne das Gesagte oder sogar sie selbst gleich einzuordnen. Wir bekämen einen neuen Zugang zu uns selbst, zu unserem eigenen Abweichenden. Fremdem und Fremden gegenüber wären wir toleranter, aufgeschlossener, interessierter. Wir wären gastfreundlicher. Wir wären sensibler gegenüber Leid in jeder Form – bei Menschen, Tieren und sogar bei Pflanzen, denn neuste Forschungsergebnisse legen nahe, dass auch diese eine unserem Schmerzempfinden analoge Reaktion auf Verletzungen zeigen. Wir wüssten das Wunder des Lebens wieder wertzuschätzen und könnten vorbehaltlos das Sein genießen. Wir wären vielleicht verletzlicher, aber wieder offen für die unendliche Vielfalt, die das Leben bietet.



Prof. Dr. **Rainer Zech**, Sozial- und Geisteswissenschaftler, Studium der Kunst, Literatur, Religionswissenschaft, Pädagogik, Psychologie und Soziologie, Geschäftsführer der ArtSet® Forschung Bildung Beratung GmbH, Forschung, Publikationen zu den Themen Organisation, Management, Arbeit, Qualität, Bildung und Beratung.
Kontakt: zech@artset.de

Literatur

- Jullien, F. (2022). Existierend Leben. Eine neue Ethik. Berlin.
Fuchs, P.; Mahler, E. (2000). Form und Funktion von Beratung. In: Soziale Systeme, 6, 2, S. 349–368.
Waldenfels, B. (2021). Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes. 8. Auflage. Frankfurt a. M.